

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastuz. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung).

„Gib Dir der Abschied von hier nicht schwer, Kind? Man wird uns kaum mehr so gut behandeln, wie es hier geschah. Ich bleibe sehr gern noch länger hier, aber das geht natürlich nicht an!“

„Wohin reisen wir von hier?“ fragte Julianne gleichgiltig.

„Nach Burgau; zehn Wegstunden von hier. Und übermorgen brechen wir auf. Ist Dir das Herz nicht schwer, Julianne?“

„O nein, Väterchen,“ lachte sie. „Wir wandern ja doch immer. Dir ist das ja sogar Bedürfnis geworden. Ich bleibe wohl manchmal gern länger irgendwo, aber was thut es. In anderer Gegend finden sich auch Menschen, und wenn Du gehst, kann ich allein nicht zurückbleiben. Was thäte ich auch hier?“

Offen und mit kindlichem Lächeln blickte Julianne den alten Mann an.

Und doch waren es Lügen, die ihr Mund gesprochen hatte. Jeremias legte die Hand auf ihren Scheitel.

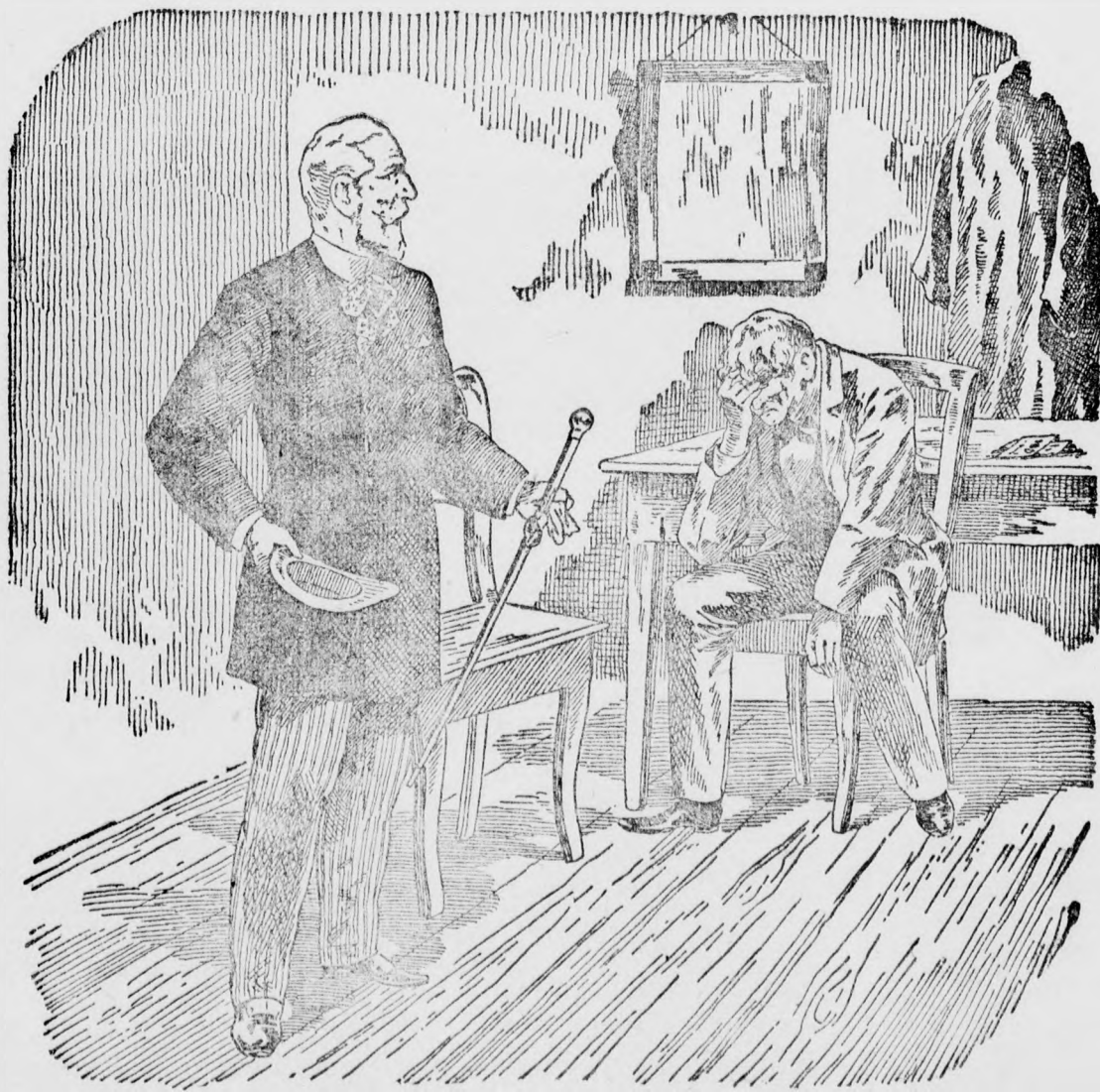
„Du bist mein treues Kind, mein

Glück auf dem Wanderweg. Wenn mich auch das verlasse wie — das andere —“

In trüber Erinnerung neigte der alte Mann das Haupt.

„Es war Abend. Mein erstes Kind lachte über die Sorgen um die Zukunft,

Papier war mir von allem Glück geblieben; ein karger, letzter Gruß dem Vater, der Jahre lang für dieses Kind gehangt, gehungert hatte. Alles verloren, gestorben, untergegangen im Gewühl der Welt!“



Der Theater-Teufel. Der Baron erhob sich.

die mich beschließen hatten. Bei diesem Lachen schwebten mir alle düsteren Gedanken. Zwei schöne, liebe Kinder! Ich fühlte mich gerade damals über alles glücklich; ein neuer Muth hatte mich erfaßt. Da kam der Morgen. Ein winziges Blatt

Der alte Komödiant ließ das Haupt mit den feuchten Augen auf den Tisch sinken. Ueber die Züge Juliannens ging ein momentanes Erschrecken. Unruhig stand sie auf.

„Vater —!“ sagte sie, leise mahnend. Jeremias erhob sich langsam und wischte sich mit dem Armel über die Augen.

„O, diese dummen Geschichten! Warum ich sie nicht vergessen kann, wie ich's schon lange wollte! Ich alter Mann fange an zu weinen wie ein Kind. Worüber klage ich denn? Du bist mir ja geblieben, Julianne, und wenn ich auch der ärmste Bettler wäre, ich müßte aus Dir allen Lebensmuth schöpfen. Du bist mein Glückstern, mein Alles. Warte nur, die Zukunft wird uns die Wege ebnet; Dein Talent findet Anerkennung; wir können

unser Geschäft vergrößern. Die hiesigen Erfolge haben mir's gezeigt!“

Mit tiefer Bewegung schloß der wandernde Komödiant sein Kind in die Arme. —

Jeremias war ein viel zu nachsichtiger

Kindes Vater, eingebildet auf seine Kunst, so zweifelhaft sie auch war.

Gerade die schlechtesten Komödianten halten sich für die Verkannten.

Dieser Mann lebte aber wirklich unter einem Unglücksstern. Ueberall verfolgte ihn das Mißgeschick durch ein halbes Menschen-Alter hindurch.

Lachte ihm einmal der Sounenschein eine Weile, so träf ihn bald darauf ein um so härterer Schlag.

Dennoch hatte er sich ein harmloses, weichfühlendes Herz bewahrt, das jeden Schlag in der Liebe zu seinem Kinde that. —

Es war einen Tag nach der Unterredung Kurts mit seinem Vater, welche einen so bedauerlichen Ausgang genommen hatte. Der alte Herr hatte sich glücklicher Weise wieder vollkommen erholt.

Schon des Vormittags machte er, am Arm seines alten Dieners, eine kleine Promenade durch den Park.

Des Nachmittags verfügte der Baron sogar, daß er auszufahren beabsichtige und deßhalb der leichte Jagdwagen bereit zu stellen wäre. Dies überraschte selbst den alten Diener.

Der alte Herr verließ so selten das Schloß und daß dies jetzt, im Herbst geschah, statt im herrlichen Sommer, war doch sehr sonderbar.

Schweigend vollführte die Dienerschaft den Befehl. Es war zwar etwas kühl, doch kam die Sonne auf kurze Zeit heraus und erwärmte die Luft.

Als Begleiter wollte der Baron Niemanden bei sich haben, als seinen alten Diener, dessen Treue und Verschwiegenheit er kannte.

Sehr überrascht war Kurt durch diese Ausfahrt. Sein Vater hatte ihn noch immer nicht empfangen.

Langsam fuhr der Wagen durch den Park hinaus.

Während Kurt dem Gefährt nachblickte, noch immer sich den Kopf zerbrechend über die Ursache dieses plötzlichen Entschlusses, kam ihm blitzartig ein Gedanke.

Mit erregten Schritten durchmaß der junge Baron sein Zimmer.

„Daß ich daran nicht gleich dachte!“

Der alte Baron befohl dem Kutscher, in einem Halbbogen langsam gegen das Dorf zu fahren.

Die frische Luft that ihm wohl; er konnte in Ruhe seine Gedanken ordnen.

Die Landleute, welche ihren alten Herrn wohl kannten, doch lange nicht gesehen hatten, blieben erstaunt stehen und grüßten.

Bleich sah der Baron aus, aber nicht so krank, als sie immer dachten.

Hinter dem Dorf, nicht weit entfernt von den ersten Häusern, ließ der Baron anhalten und stieg aus. Dem Kutscher befohl er, auf die Rückkehr zu warten.

Der alte Herr fühlte sich jetzt, nachdem er einmal den ersten Schritt hinausgewagt hatte, viel kräftiger, als daheim in dem großen Gemach.

Er lenkte seine Schritte direkt nach dem Gasthof zum Reichswappen. Verwundert blickten ihm die Dorfleute nach.

Der kleine, dicke Wirth sprang, wie von der Tarantel gestochen, auf, als er durch das Fenster den Baron erblickte, den seit einem Jahr keine Seele mehr im Dorf sah. Und es war keine Täuschung; der hohe Besuch kam, in Begleitung des alten Dieners auf seine Hausthüre zu.

Eben hatte Lydia dem Wirth die stillen Freuden einer Ehe recht eingehend geschildert; in diesem Augenblick aber vergaß dieser alle diese Freuden.

Er schoß zur Thür hinaus und empfing den Baron mit vielen Büclingen.

Der alte Herr war ein strenger Herr; mit dem jungen Baron ließ sich weit besser verkehren. Dafür war bei dem Ersteren der Respekt auch um so größer.

Lydia und Bianka standen horchend hinter der Zimmerthür. Der alte Baron machte, im Umgang mit Niedrigerstehenden, nur wenige Worte.

So richtete er sich stillstehend etwas auf und erwiderte kurz die devoten Grüße des Wirthes.

„Haben eine Komödianten-Gesellschaft hier, Herr Wirth?“

„Jawohl, Euer Gnaden!“ stotterte überrascht der kleine Mann. Er konnte sich nicht denken, was der Herr Baron von den Künstlern wollte.

„Wohnen diese — Leute hier?“ fragte Baron Arzel.

„Nur theilweise, Euer Gnaden —“

„Aber doch die Direktion, wie?“

„Gewiß, gewiß! Oben, eine Stiege, rechter Hand. Wenn der Herr Baron befehlen, hole ich ihn herunter?“

„Nicht nöthig! Stütze mich etwas, Christof; ich will selbst hinauf!“

„Aber, Herr Baron!“ entfuhr es dem alten Diener.

Ein Blick genügte, um ihn schweigen zu machen. Der Wirth stand ganz perplex.

Nach einigen Schritten wendete sich der Baron noch einmal um und fragte den Wirth:

„Ist dem Mann da oben zu trauen?“

Der Wirth verstand ihn nicht.

„Der Herr Baron meinen —?“

„Ist wohl ein gefährlicher, schlauer Patron, dieser Anführer der zigeunernden Gesellschaft?“

„O, ganz und gar nicht, Herr Baron!“

Vor den Männern tauchte jetzt eine Gestalt auf, die unhörbar über die Treppe gekommen war; Julianne.

Mit erhobenem Köpfchen schritt sie langsam, ohne Gruß an der Gruppe vorbei, die großen, prächtigen Augen auf den Baron gerichtet.

Sie hatte die letzten Worte vernommen.

Der alte Herr war etwas betroffen und blickte dem Mädchen eine lange Weile nach.

Die ungemein weichen, zarten Konturen der Gestalt zeichneten sich scharf auf der vor dem Hausflur liegenden Helle ab.

„Wer war das?“ fragte der Baron.

„Die Tochter des Direktors, Herr Baron,“ antwortete der Wirth.

„Ah, so! Um! Sorgen Sie mir das für, daß ich oben nicht gestört werde.“

„Zu Befehl, Herr Baron, zweite Thür rechts —!“

Ganz verstört kehrte der Wirth in die Schenkstube zurück.

Der Fall war ihm unerklärlich.

Lydia und Bianka, welche natürlich so ziemlich Alles erkauscht hatten, schlugen ein lautes Lamento auf über die unerhörte Beleidigung. Zigeunernde Gesellschaft!

Dann erging man sich in den gewagtesten Mutmaßungen, wobei Julianne nicht gut meglam.

Kengstlich horchte der Wirth. Es war ihm, als müsse da oben jeden Augenblick etwas geschehen; etwas Außergewöhnliches.

Bedächtigt stieg der Baron die Stufen hinauf.

Oben im Dunkeln schlängelte sich eine dünne Gestalt die Wand entlang.

Der Baron blieb stehen und fragte: „Sind Sie der Direktor?“

„Nein,“ machte der Intriguant erschrocken und schlenkerte seinen Arm nach der gegenüberliegenden Seite. „Dort!“

Dann schlich er davon; es war ihm nicht recht geheuer. Hier oben etwas Herrschaftliches, er sah dies an dem Diener, dies ging kaum gut aus.

Auch Madame Herbst öffnete leicht die Thür und steckte ihre spitze Nase dazwischen.

Der alte Baron schritt auf die bezeichnete, kaum erkennbare Thür zu, auf welcher in dicken Buchstaben (der Ausschnitt eines Theaterzettels) zu lesen war: „Jeremias Schmidt, Theater-Direktion.“

XIV.

„Elenke Baracke!“ murmelte Baron Arzel und klopfte dann mit dem Knopf seines Stockes an die Thür.

Sogleich öffnete der alte Komödiant.

Einen Moment betrachteten sich die beiden Männer stumm, dann schickte der Baron seinen Diener an den Fuß der Treppe zurück, um vor Störung sicher zu sein.

„Ich bin Baron Trautenau,“ sagte der alte Herr kurz, nachdem er eingetreten war.

Die Höflichkeit Jeremias' kannte fast keine Grenzen. Er schob mehrmals einen Stuhl zurecht.

„Darf ich bitten, Herr Baron? Mein Stübchen kann freilich nichts an Komfort bieten. Mit was könnte ich dem Herrn Baron dienen?“

Der Baron setzte sich und sah sich in der Stube um.

Es präsentirte sich Alles reinlich und sauber, wenn auch armselig; man merkte wohl, daß hier eine Frauenhand herrschte.

Selbst die Theater-Kostüme in der Ecke hingen so mäterisch geordnet, daß die ganze Harmonie einen seltsamen Eindruck hervordachte.

„Sie sind der Theater-Direktor Schmidt? Setzen Sie sich doch; ich habe mit Ihnen eine wichtige Sache zu besprechen.“

Sehr erregt befolgte Jeremias den Wunsch des Barons. Sollte er vielleicht eine Extra-Vorstellung im Schloß geben?

Die nächsten Worte nahmen ihm jedoch sogleich diese Hoffnung.

„Sie haben eine Tochter?“

„Ja, Herr Baron, Julianne. Aber es ist abwesend das Kind, sonst könnte ich dem Herrn Baron sogleich —“

„Ist es Ihr einziges Kind?“

„Ja.“

„Und hat auch keine Mutter mehr?“

„Nein, Herr Baron; längst gestorben. Ich muß dem Kind Alles sein, was dafür die Freude meines Alters ausmacht.“

Forschend blickte Baron Agel dem alten Komödianten in das farblose Gesicht, durch das hundert Fältchen liefen.

„Sie sprechen sehr begeistert von diesem Kind! Aber freilich, welcher Vater thäte das nicht!“

„Herr Baron!“ fuhr Jeremias empfindlich auf, setzte jedoch halbblau hinzu: „Kennen der Herr Baron meine Julianne?“

„Nicht weiter. Nur jedoch zum Ziel zu kommen, muß ich Ihnen kurzweg sagen: Dem Mädchen scheint jede väterliche Zucht zu mangeln.“

„Herr Baron —!“

„Ich spreche deutlich und ich weiß nur in diesem Augenblick noch nicht, wieviel Schuld Sie selbst dabei trifft. Das Mädchen wirkt sich jungen, reichen Herrn in den Arm —“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Jeremias aufspringend. „Lüge! Lüge!“

Der Baron war nicht einmal beleidigt.

Er wußte jetzt, daß dieser gutmüthige Alte nichts von dem Liebesverhältniß seiner Tochter ahnte.

„Es ist dennoch so, Herr,“ sagte er ruhig. „Mein Sohn hat mir selbst diese Thatsache mitgetheilt. Glauben Sie, daß es noch einen Zweifel giebt?“

Jeremias zitterte.

Er rieb sich die Stirn und starrte erschrocken vor sich hin.

„Um Gotteswillen, meine Julianne,“ murmelte er.

Mitleid gegen den Alten erfaßte den Baron.

„Nehmen Sie sich's nicht so zu Herzen; zu ändern ist nichts mehr daran. Dafür soll die Sache um so rascher ein Ende nehmen. Aber mein Sohn ist ein so toller Bursche, daß er sogar den Gedanken hegte, Julianne zur Schloßfrau zu machen. Verstehen Sie, was dies heißt? Ein Trautenau — und eine Künstlerin. Es ist ganz unmöglich. Ich will dieses Unglück abwenden, deshalb kam ich zu Ihnen, dem Vater. Es ist der erste Ausgang während langer Zeit. Daran mögen Sie ersehen, wie sehr mich diese Angelegenheit beschäftigt.“

„Was kann ich thun?“ fragte Jeremias.

„Alle Fassung hatte ihn verloren.“

„Was Sie als Vater müssen!“ entgegnete der Baron. „Sie sollen dabei nichts verlieren. Es ist auch kein Sündenlohn, den ich Ihnen biete, sondern ein wohlgemeintes Geschenk. Aber reisen Sie

ab, so rasch als möglich und thunlichst weit von hier. Es liegt mir alles daran, daß die Beiden getrennt werden. Die kleine Summe, welche ich anzunehmen bitte, soll Ihnen diese Reise erleichtern. Der Gedanke an eine Verbindung ist allein schon Wahnsinn. Sie müssen dies selbst begreifen.“

„Ja, es ist Wahnsinn, daran zu denken, Baronin zu werden,“ stammelte Jeremias. „Mein verblendetes Kind!“

„Ich habe gesehen, daß Sie selbst keine Schuld trifft. Um so eher darf ich Ihnen mein Geschenk anbieten. Nehmen Sie diese Kleinigkeit ohne Scheu, aber reisen Sie rasch. Daß diese Liebslei, wodurch nur Ihre Tochter kompromittiert wird, ein Ende nimmt, kann Ihnen nur erwünscht sein.“

Baron Agel entnahm einem Portefeuille einige Hundertmark-Scheine und legte sie auf den Tisch vor den Direktor hin. Jeremias saß da mit aufeinandergepreßten Lippen und schmerzverzogenem Antlitz.

Nach einer Weile erst schob er die Scheine zurück.

„Behalten Sie Ihr Geld, Herr Baron. Reich bin ich freilich nicht, aber zu leben habe ich doch für die nächste Zeit und dann wird es auch weiter gehen, wie bisher. Ich reise ohnehin schon morgen, morgen, nicht übermorgen, wie ich wollte. Der junge Herr Baron wird dann den Scherz mit meiner Tochter schnell vergessen. Behalten Sie Ihr Geld, Herr Baron. Sie sind im Recht, von mir zu fordern, daß ich weiterziehe und nicht noch mehr Unheil in's Schloß bringe. Vieber Himmel! Wenn ich daran je gedacht hätte! Was ich über mein Kind höre, hat mich um Jahre gealtert in den wenigen Minuten. Auch hier haben Sie Recht, Herr Baron, es fehlt die Zucht. Aber ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Wenn ich oem Kind in die Augen sah, kam mir nie der Gedanke, daß es vor dem Vater ein Geheimniß haben könne. Denken Sie auch jetzt nicht schlecht von Julianne. Sie kennt nicht Welt und Leben, war immer in den engen Grenzen meines Quartiers. Vielleicht habe ich selbst, mir unbewußt, in ihr eine Sehnsucht erweckt nach einem besseren Leben, als wir es führen, vielleicht auch, daß es im Blut liegt, von der Mutter her, die nicht an der Straße geboren wurde.“

Erstaunt horchte der alte Baron auf diese Worte.

Zunmer mehr interessierte ihn dieser alte, über den Fall seines, wie es den Anschein hatte, abgöttisch geliebten Kindes, schwergetroffene Mann.

„Ist Ihre Frau schon lange todt?“ fragte er.

„Sechzehn Jahr, Herr Baron, bin ich schon ohne sie.“

„Und Sie sagten, daß Sie nicht aus Ihrem Stand?“

„Nein, Herr Baron, mein Weib war aus guter Familie und fast noch ein Kind, wie sie sich mir zu eigen gab, mir dem ruhelosen Schauspieler. Wie es kam, so rasch, ich begreife es noch heute nicht

Wir spielten in einem kleinen Städtchen, ich als erster Liebhaber. Der Nimbus, welcher uns Künstler noch heute umgiebt, sei es auf immer welche Art, muß wohl meinem armen Weib den Kopf verdreht haben. Daß ich eine Verehrerin hatte, wußte ich bald und ich war auch gleich allen meinen Kollegen leichtsinnig genug, das junge unerfahrene Ding an mich zu ketten. Wie unsere Gesellschaft abreiste, trennte ich mich von ihr. In meiner Begleitung befand sich das junge, dem Vaterhaus entflozene Mädchen. Wir hofften, die Verzeihung ihrer Eltern zu erlangen, vergebens. Selbst nachdem sie später mein rechtmäßiges Weib geworden, blieb uns das Herz dieser beiden Alten verschlossen.

Der Fluch des Vaterhauses brachte uns kein Glück. Mein Vater war damals gestorben, als wandernder Direktor; da übernahm ich das Geschäft. Aber nur mit größter Mühe schleppte ich es jahrelang weiter. Was uns zuerst nun gar nicht auffiel, machte sich mehr und mehr bemerklich, der Unterschied unserer inneren Anschauung, das verschiedene Blut. Es mag lächerlich klingen, Herr Baron, aber es ist doch so. Bei uns ist es, als ob das Lampenlicht eine zersetzende Wirkung auf das Blut ausübe; es wird eine ganz andere Masse, die nie und nimmer mit bürgerlichen Verhältnissen harmoniert. Mein Weib betrat nie die Bühne.

Trotz aller Leidenschaft mußte ich herausfühlen, daß wir nicht zu einander paßten. Das Wanderleben, uns gleich dem Zugvogel zum Bedürfniß, herleitete ihr Qual. Nur einige Jahre währte diese Ehe. Mein Weib starb wohl an einem Heimehkranken Herzen, an einer Sehnsucht nach dem Frieden des Elternhauses. Mit meinen zwei Kindern, die ganz ihr Ebenbild waren, aber wie es anfänglich schien, mir nach schlügen, stand ich an der Bahre der Mutter. War es meine Schuld, daß es so kam, oder nur das herbe Schicksal?

Ich vermag es nicht zu entscheiden. Nicht einmal dem todtten Kind vergaben die Eltern; sie hatten auf mich, den Komödianten, einen zu großen Haß geworfen. Mein Weib ruht nicht, wie es ihr letzter Wunsch war, auf dem Friedhof ihres kleinen Städtchens, neben Bruder und Schwester, der Vater hatte auch dies verweigert, sondern in fremder Erde, hinter einem kleinen thüring'schen Dorf. Was thuts, auch da schläft man gut! Die stillen Schläfer kennen keine Kämpfe mehr. Vielleicht wuchert jetzt das Gras über die Fläche, denn ich komme nie mehr in jene Gegend, die für mein Unternehmen sehr schlecht ist. Niemand wird dort mehr an die vor sechzehn Jahren verstorbene Komödiantin denken; das einzige Andenken trage ich allein in meiner Brust. Das war die Mutter meines Kindes, Herr Baron, und all' das Mitleid und die Liebe, die ich meinem Weib trotz Allem entgegenbrachte, übertrug ich auf Julianne, auf mein letztes Kind. Nun haben Sie mich tief getroffen durch Ihre Mittheilungen, aber ich habe ja ein Einsehen. Julianne muß fort, so rasch als möglich.“

Der alte Komdbiant ließ den Kopf in die Hand sinken. Er schien es jetzt ganz zu vergessen, daß er vor dem Baron saß. In seinen Augen standen Thränen.

Der Baron erhob sich.

„Geben Sie mir die Hand, Herr,“ sagte er; „ohne Scheu! Ich weiß nun, daß Sie ein ehrlicher Mann sind. Gerade hier habe ich das Beispiel, wenn ich Alles vergessen könnte, daß Künstlerblut nicht zu dem unsrigen paßt. Diese Kleinigkeit an Geld müssen Sie aber doch behalten; ich bitte nochmals darum. Ich gebe es gern; bewahren Sie es heimlich, bis eine Nothstunde kommt. Armuth und mißliche Verhältnisse haben manchen ehrlichen Menschen schon bezwungen, manche Unschuld fiel diesen gewaltigen Faktoren. Nun reisen Sie, daß mein Sohn Ihre Tochter bis dahin nicht mehr sieht, dafür will ich sorgen.“

Die Thür öffnete sich; Julianne trat herein.

Daß der fremde Herr bei ihrem Vater war, mußte sie. Unten hatte sie auch gehört, daß es wirklich Baron Trautenaus selbst war. Sie neigte leicht den Kopf.

Dennoch traf ein forschender Blick den Baron.

Dieser sagte kein Wort, als das Mädchen an ihm vorüber und in die Nebenstube schritt.

Er blickte ihr nach und wie ungewollte Bewunderung klang es aus seinen Worten:

„Das ist ein prächtiges Kind! Aber hüten Sie diese Blume. Gefährlich scheinen diese Augen!“

Langsam, auf den Stock gestützt, entfernte sich der Baron.

Jeremias hielt die offene Thür in seiner Rechten. Auf dem Gang huschte die alte Madame Herbst in ihre Stube; sie hatte manches Wörtchen aufgefangen.

An den oberen Stufen der Treppe angelangt, rief der Baron seinen Diener herbei und schritt, auf dessen Arm gestützt, hinunter.

Noch stand Jeremias oben, als ihm der Baron zum Abschied winkte. Zugleich begegnete ihm ein mahrender Blick.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Elektrizität im Dienste der Menschheit.

Von A. S. Bruun.

(Nachdruck verboten.)

Der Entwicklungsgang der Kultur, sowie im engeren Sinne der Industrie, lehrt uns deutlich, wie der Mensch mit wachsendem Bedürfnis, größere Massen zu bewegen, vermöge seiner zunehmenden Intelligenz allmählig mit den einfachsten Werkzeugen, sich ihrer als Mittel zum Zweck bedienend, maschinelle Einrichtungen traf, die es ihm erlaubten, Elementarkräfte in den Bereich der Nutzbarmachung zu ziehen. So konstruirte Papin, die Bedeutung des dem stehenden Wasser entströmenden Dampfes erkennend, im Jahre 1690 die erste Dampf-

maschine, im Wesentlichen aus Cylinder mit darin beweglichen Kolben bestehend. Während aber die Dampfmaschine in ungeahntem Siegeslaufe die gesammte kultivirte Welt mit einem Schlage eroberte, arbeiteten theils schlichte Männer, theils Gelehrte, sich zwar wenig der Bedeutung ihres Schaffens für die Zukunft bewußt, so doch mit unermüdbarem Eifer um die Erkenntniß des Wesens einer ebenso verborgen wirkenden als mächtigen Elementarkraft, die den alten Kulturobktern in den Eigenschaften des geriebenen Bernstein schon bekannt war (Elektron). Sehr leicht erklärlich war auch das Bedürfnis in Hinsicht auf diese so augenscheinlichen Beweise des Wirkens einer Kraft, deren Ursachen kennen zu lernen und ebenso leicht erklärlich auch das Eifern, diese geheimnißvolle Kraft in größeren Mengen wirken zu sehen, denn einen gemeinsamen Ursprung der sich in heißen Jahreszeiten so gewaltig entladenden Gewitter mit den winzigen Kraftäußerungen des geriebenen Bernsteins ahnte man weder, noch schien es überhaupt möglich, nur irgend einen Zusammenhang beider Erscheinungen feststellen zu können. Einen wirklichen bligähnlichen mit knatterndem Geräusch verbundenen elektrischen Funken erzielte erst der Bürgermeister Magdeburgs Otto von Guericke 1672 mit seiner Elektrirmaschine aus einer um ihre Axt drehbaren Schwefelkugel bestehend, wenn er diese in Drehung versetzte und die hohle Hand als Reibzeug benutzte. Diese sichere Vermuthung, daß Blitz und Donner die Wirkungen einer elektrischen Entladung seien, sprach zuerst der berühmte Benjamin Franklin aus und erhob sie zur Gewißheit durch seine Versuche mit dem elektrischen Drachen.

Eine ganz neue Art indessen im Gebiete der Elektrizität wurde veröffentlicht durch die Entdeckung des Vologneser Arztes Luiti Galvani, durch die Entdeckung der Berührungselektrizität. Während man bis dahin nur die Elektrizität als statische, d. h. als ruhende betrachtet und studirt hatte, fand man in dieser neuen Art der elektrischen Erregung ganz andere ungeahnte Beziehungen zur Wärme, zur Chemie und vor allem zum Magnetismus.

Nämlich als 1819 Dersted in Kopenhagen durch Zufall die Eigenschaft der Elektrizität, welches Eisen durch Umkreisen magnetisch zu machen, entdeckte und nachdem man seit jener Zeit unendlich viele Versuche machte, die Beziehungen dieser strömenden oder dynamischen Elektrizität zu anderen Kraftäußerungen festzustellen, erfolgen die wichtigen Aufklärungen über das eigentliche Wesen der Elektrizität.

Ampère und W. Weber haben sich in diesen Forschungen die größten Verdienste erworben, jener, indem er in dem Magnetismus nur eine ganz spezielle Wechselwirkung elektrischer Ströme erkannte, dieser durch sein geniales Unternehmen, um die gesammten bekannten Eigenschaften elektrischer Ströme zu den Prinzipien einer elektrodynamischen Theorie der Materie zu ordnen. Nöthig war nur noch, geeignete Mittel und Wege zu finden, die Elektrizität in größeren Mengen herzustellen; und dank allen Be-

mühungen, sind wir schon jetzt berechtigt, hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit unserer Elektrizitäts-Erzeuger zu stellen. Mit der von Volta konstruirten Säule, einer Vereinigung von zwei Metallen (z. B. Kupfer und Zink) in einer schwach angesäuerten Flüssigkeit konnte man allerdings nur einen schwachen galvanischen Strom erzeugen; man konnte eben nur vielleicht einige physiologische Wirkungen auf lebende Organismen feststellen. Den Anfang einer technischen Verwerthung der Elektrizität konnten erst die interessanten Erfindungen verschiedener Männer wie Gaupp, Bell u. A., in neuester Zeit Dr. W. Siemens und Edison hervorufen.

Und wie selten eine Erfindung allein kommt, so konnte man auch hier bemerken: es wurde nicht eine Erfindung allein gemacht: In einer Reihe von vielleicht 30 Jahren wurde eine Fülle von Neuerungen im Bereiche der Technik, die neu den Namen Elektro-Technik beanspruchen darf, geschaffen, wie selten jemals in anderen Gebieten nachweisbar ist. Und man ist berechtigt zu der Hoffnung, daß die Erzeugung und Verwerthung elektrischer Ströme für die Zukunft von wichtiger, wenn nicht ausschließlicher Bedeutung werden wird.

Dies in ganz gedrungenen Weise darzulegen, sei nun meine Aufgabe.

Die älteste Anwendung elektrischer Ströme wurde in der Telegraphie gemacht, und zwar schlug Schumering schon 1808 vor, die zersetzende chemische Wirkung des galvanischen Stromes auf Wasser zu telegraphischen Zeichen zu benutzen. Zeiger und Schreibtelegraphen gehören erst einer neueren Epoche an und beruhen im Wesentlichen auf einer schnellen Stromunterbrechung durch den sogenannten Stromunterbrecher.

Weit interessanter gestaltete sich die Erfindung der Telephonie, weil sie doch mehr in das Privatleben jedes Einzelnen eingreift. Graham Bell machte 1877 zuerst die äußerst sinnige Anwendung von sogenannten Induktionsströmen durch die Konstruktion seines Fernsprechers. Er ist bekannt, daß ein Magnet durch Nähern oder Entfernen einer Eisenplatte Schwankungen in der Stärke seines Magnetismus erleidet. Ebenso erzeugt verschieden starker Magnetismus unter bestimmten Bedingungen elektrische Ströme verschiedener Stärke. Durch Umsetzen der Schallwellen in diese vertikalen Bewegungen des Magneten und Stromleiters und wieder zurück wird es dann möglich, die bekannten Wirkungen zu erzielen.

Durch einen ähnlichen Vorgang der Bewegungsübertragung der Schallwellen gelang es dem berühmten Edison, selbst menschliche Laute festzuhalten. Sein Lautsprecher oder Phanograph ist fast Jedem bekannt und hat, wenn auch heute noch wenig praktischen Werth, so doch ungemein viel Interessantes in der Originalität seiner Wirkungsweise.

Wenn wir nun recht beurtheilen, waren diese Errungenschaften auf dem Gebiete der angewandten Elektrizität schon hinreichend,

um tief in den Verkehr einzugreifen. Es wäre schon an sich ein unermeßliches Feld der Thätigkeit in praktischer wie theoretischer Ausbildung dieses Zweiges der Technik gewonnen worden; da traten Männer mit neuen Erfindungen in die Öffentlichkeit, die geeignet waren, unsere industriellen Verhältnisse von Grund auf zu erschüttern und umzugestalten.

Elektrisches Licht, elektrische Fahrzeuge, elektrische Motoren konkurriren heute mit allen früheren Einrichtungen in Bezug auf Beleuchtung, Heizung und Fortbewegung und Arbeitsleistung, und man behauptet nicht zuviel, wenn man die Verwendung elektrischer Ströme zu allen jenen Zwecken für fähig hält, eines Tages der gesamten kultivierten Welt unerseßbar zu werden.

Bei dieser Bedeutung der Elektrizität wird es dem Leser gewiß interessant sein, mit den wichtigsten Methoden, die wir bei Beleuchtung, Heizung und Arbeitsleistung anwenden, bekannt zu werden. Bei der unglaublich, großen Menge dieser Einrichtungen und dem verhältnismäßig geringen Plage wird es wiederum nur gestattet sein, das Wichtigste aus der Fülle herauszugreifen.

Unterbricht man an einer Stelle einen sonst geschlossenen Strom, der in diesem Falle von eigens dazu konstruirten Maschinen geliefert wird und fügt in die Unterbrechungsstelle zwei Kohlenstifte ein, so bildet sich an jener Stelle ein bläuliches Licht, das sogenannte Bogengleich, welches bei geeigneter Stromstärke sich zu einer Intensität von 500 Normalkerzen und noch mehr steigern kann. Ein weniger starkes Licht giebt das sogenannte Glühlicht, welches seine Leuchtfähigkeit der Gluth eines hohlen Kohlenfadens in einer luftleer gepumpten Glasbirne der bekannten Form verdankt.

Ebenso wie der elektrische Strom Licht erzeugt, kann er natürlich auch durch passende Vorrichtungen große Wärmemengen ausstrahlen. Läßt man dagegen den Strom durch Anwendung größerer Maschinen noch größere Stärke erreichen, so ist man im Stande, selbst Metalle, die sonst schwer schmelzbar sind, wie Wachs zu fließen zu lassen. Auch dieser Eigenschaft des Stromes hat sich die Praxis bemächtigt, indem sie in neuerer Zeit große Metallflächen vermittelst des elektrischen Stromes aneinander schweißt. (elektrische Schmiede).

Am Schlusse meiner Schilderung sei es mir gestattet, noch der Galvanoplastik Erwähnung zu thun.

Nimmt man eine Lösung von irgend einem Metalle (Gold, Silber etc.) in Säure und leitet durch die Lösung einen Strom, so schlägt sich an einem der Pole das Metall fein- oder grobkörnig, je nach Stärke des Stromes, nieder.

Ersetzt man den einfachen Pol durch den zu versilbernden Gegenstand so bildet sich Niederschlag auf dem Gegenstand aus. Das benutzt man und Jeder weiß, wie billig heute derart vergoldete oder versilberte Gegenstände sind. Wie manche Hausfrau paradiert mit versilberten Löffeln oder Tischgeräthen, denen man es nicht ansieht, daß sie eben nur versilbert sind.

Soweit erkennen wir, daß an reichlicher Verwendung der Elektrizität nichts zu wünschen übrig ist.

Daß bis jetzt noch nicht an ausschließliche Nugbarmachung elektrischer Ströme für vorher erwähnte Zwecke zu denken war, liegt lediglich in der Zaghaftigkeit, mit der man sich Neuerungen hingiebt. Das steht aber fest, wir schweben in einer Krisis, aus der wir, der Diagnose nach, nicht an Hoffnungen getäuscht hervorgehen werden.

Die neueste Entdeckung auf elektrischem Gebiete, die Verwendung der Röntgen'schen Strahlen zum Photographiren von dem menschlichen Auge zum Theil nicht sichtbaren Gegenständen ist noch zu jung, um sich mer weiter darüber auslassen zu können. Doch läßt auch diese Entdeckung auf großartige noch zu erreichende Erfolge schließen.

## Theater-Gehälter.

Von Großer.

(Nachdruck verboten.)

Wer einmal eine Geschichte des Reichthums schrieb, müßte ein wichtiges Kapitel mit derjenigen der Theatergehälter ausfüllen. Und andererseits darf man behaupten die Geschichte der Bühnenkunst ist enge verknüpft mit derjenigen der Gehälter; kahle, glatte Ziffern werden in diesem Falle zu einem kulturhistorischen Material. Dabei interessiert natürlich vor Allem der Gegensatz zwischen Einst und Jetzt. Die Künstler auf altem, klassischem Boden empfangen für ihre Leistungen — einen Bock und einen Dreifuß. Das waren jene berühmten Menschenendarsteller, welche die großen, tragischen Figuren, wie des Aeschylus, Sophokles, Euripides, die komischen eines Kartinos und Aristophanes verkörperten. Welch' großes Aufsehen erreichte es in Rom, als der Schauspieler Roscius jene vielbesprochene Nationalbelohnung für sein virtuoses Spiel erhielt! Dabei betrug sie nach unserer Währung nicht mehr als etwa fünfhundert Gulden . . .

Machen wir einen großen Sprung vorwärts um mehr als achtzehnhundert Jahre, so finden wir noch immer Gagenverhältnisse, welche von denen der Jetztzeit gewaltig abstehen. Doch hatte die Schauspielkunst damals bereits einen Höhepunkt erreicht, mit welchem verglichen sich unsere modernen Verhältnisse vielleicht auf einer schiefen Ebene befinden. Konrad Echhof (1720—1777) erhielt durch geraume Zeit wöchentlich 1 Thaler 16 Groschen — nach dem Etat seiner Truppe also etwas weniger als der Zettelträger derselben. Jffland war mit 4 Thalern für den Monat angestellt. Bei Schönmann, einem der berühmtesten Theaterdirektoren jener Zeit, betrug per Woche der gesamte Gagenetat für seine Truppe 16 Thaler 8 Groschen. Davon entfielen auf Ackermann und die Schröder je zwei Thaler. Und Schönmann ließ diese berühmte Tragödin ziehen, als sie eine Erhöhung ihres Einkommens um volle zwölf Groschen verlangte.

Friedrich Ludwig Schröder (1741—1816), Balletmeister, Direktor, Schauspieler, Sänger und Tänzer. Vor Allem aber, wie sein Name besagt, Mitglied jener berühmten Künstler Dynastie, welche mit der großen Schröder-Dynastie erst vor einigen Jahrzehnten von den Brettern verschwunden ist, bezog trotz der Vielseitigkeit seines Talentes nicht mehr als sechzehn Thaler pro Woche. Die Neuberin, welche bekanntlich im Vereine mit Gottsched die deutsche Bühne von dem Hanswurst befreit hat, bezahlte ihrem ersten Heldenbarsteller, dem trefflichen Kahlhardt, fünf Gulden per Woche, und als sie die Sage Koch's auf neun Gulden — immer wöchentlich gerechnet — aus freien Stücken erhöhte, erregte dieser Akt der Großmuth in der gesamten deutschen Kunstwelt Sensation.

Noch unter Goethe waren in Weimar bedeutende Künstler mit zwei Thalern für die Woche engagiert. Dazu erhielten sie höchstens noch einen Thaler Garderobegeld. Die Schauspielerin Burgdorff schrieb eines Tags an den Dichtersfürsten: „Was bleibt mir nach Bezahlung meiner Schulden, die sich auf fünfzig Reichsthaler belaufen, nach Ankauf eines Oberrockes, den ich nöthig brauche, da ich nichts Warmes, nicht einmal ein warmes Unterkleid, nicht einmal ein warmes Halstuch habe, da ich sogar noch ein Koffer kaufen muß, da auch dieser mir fehlt . . .“ Das Bühnenleben jener Zeit ist angefüllt mit derlei kleinen Episoden, welche zu zahlreich sind, als daß sie alle hier Platz finden könnten.

In Wien fanden die Gagen wohl zuerst von sämmtlichen deutschen Städten eine geziemende Aufbesserung. Bei dem regen Kunstsinne, welcher hier stets geherrscht und bei der leitenden Stellung, welche die Kapitale der habsburgischen Lande unter den Städten Deutschlands damals einnahm, war das im Grunde selbstverständlich. So waren unter Josef II. die Gagen schon auf 1600 fl. für das Jahr gestiegen. Für den Hanswurst aber existierte sozusagen ein Tarif für seine Leistungen, welcher die künstlerische Anschauung jener Epoche so köstlich darthut, daß er wiedergegeben zu werden verdient. Eine Rechnung, welche auf uns gekommen ist, lautet wörtlich: „Sechs Arten gesungen a 1 Gulden gleich 6 Gulden. Einmal in die Luft geflogen 1 Gulden. Einmal begossen worden, 34 Kreuzer. Zwei Ohrfeigen 1 Gulden 8 Kreuzer.“ Dagegen bezogen Schröder und seine Fran zu Beginn unseres Jahrhunderts hier schon 4000 Thaler Jahresgage.

Noch höher waren die Künstlerhonorare schon früher bei anderen Völkern gestiegen. Besonders England ging in dieser Hinsicht voran. David Garrick (1716 bis 1779) bezog schon zu Beginn seiner Laufbahn jährlich 500 Pfund Sterling. Napoleon I. zeigte sich gegen die darstellenden Künstler, deren er zu seiner Glorie bedurfte, äußerst splendid. Mademoiselle Mars bezog vom Théâtre Français 30000 Francs Jahresgage, doch ließ ihr der Kaiser aus seiner Privatschatulle noch eine gleiche Summe auszahlen. Zumal die Sängertinnen mußten frühzeitig für das Metall ihrer Leble ein

anderes nicht minder werthvolles einzu-tauschen. Die berühmte Gabrielli (1730 bis 1796) verlangte von Katharina II. für zwei Monate 5000 Dukaten. Als die Kaiserin diese Summe zu hoch fand mit dem Hinweife, daß kein Marschall einen solchen Gehalt beziehe, gab die Sängerin die oft citirte Antwort: „So mögen Eure Majestät einen Marschall anstatt meiner singen lassen.“ Rosa Gyllag, die einstige Primadonna der Wiener Hofoper, hatte einmal den Einfall, von der Direktion derselben 301,000 fl. Jahresgage zu verlangen. Man war jedoch vernünftig genug, ihr diese Summe nicht zu bewilligen. Ähnlich war es freilich eben wieder in Wien der Sängerin Franzisca Santoni (1700 bis 1770) ergangen, welche schon damals nicht weniger als 240,000 Gulden für das Jahr begehrt hatte. Der Catalani ließ Napoleon I. 100,000 Francs Gage und zwei Monate Urlaub anbieten. Sie zog es aber vor, nach London zu gehen, wo sie 250,000 Francs für die Saison und 5000 Francs für jedes Auftreten in einem Privatsalon erhielt. Die Malibran verdiente in London während der Saison von 1833, die zehn Wochen währte 140,000 Francs. Henriette Sonntag nahm daselbst einmal bei einer Benefice-Vorstellung 50,000 Francs ein. Die Rachel hinterließ nach einem sehr luxuriösen Leben ein Vermögen von 1,274,371 Francs 9 Centimes.

Dieser Goldregen, der den Bühnenkünstlerinnen in den Schoß fällt, stammt erst aus jener Zeit, wo das Gastiren Sitte geworden. Es wurde vom Schauspieler Böck in Gotha erfunden, welcher damit den kommenden Künstlergenerationen einen bedeutenden Wink gab. Ob jedoch dadurch die Kunst selbst gewonnen, darf sehr stark in Zweifel gezogen werden und ist von bedeutenden Kritikern öfter als einmal entschieden verneint worden. Böck unternahm von Gotha aus eine Rundreise durch die hervorragenden Städte Deutschlands. In München erhielt er für drei Rollen zwanzig Dukaten und wurde ihm zu Ehren eine Denkmünze geprägt. Inzwischen hat das Gastspieltieber die Kunstwelt ergriffen. Honorare wurden bei dieser Gelegenheit gezahlt, welche zu der wirtschaftlichen Lage der modernen Kulturstaaten in keinem Verhältnisse stehen. Als Jenny Lind von ihrem Impresario Barnum innerhalb eines Jahres 175,000 Dollars ausbezahlt bekam, hielt man dies für den Gipfelpunkt aller Theatergagen. Gleichwohl hat die jüngste Zeit noch eine Steigerung herbeigeführt. Die Patti erhielt im Jahre 1883 für jeden Abend, wo sie in Amerika sang, 20,000 Francs und Sarah Bernhardt hat von ihrer amerikanischen Tournee im Jahr 1880/81, welche hundert Vorstellungen umfaßte 1 1/2 Millionen Francs heimgebracht. Dabei wissen wir noch nicht, welche Forderung eine Zukunftsgröße, welche vielleicht eben heranreift, an die Börse der Kunstenthusiasten stellen wird.

## Eisgang, Hochwasser, Ueberschwemmung.

Von Dr. Ernst Konrad.

Nachdruck verboten.

Die Bewohner der längs der Flüsse und in der Fluß-Niederungen gelegenen Ortschaften haben nicht nötig, wegen des „Frühlings-Anfang“ den Kalender zu befragen, sie haben ein viel untrüglicheres Zeichen für den Beginn des Frühlings: die alljährlich wiederkehrenden Frühjahrs-Ueberschwemmungen. In welcher Stärke dieselben auftreten, ob sie sich beschränken auf das Unterwasserseken der flachen Uferstrecken oder ob sie mit zerstörender Kraft ihre Fluthen weithin in das Land wälzen, — das hängt lediglich von der Bitterung ab, sodas bis zu einem gewissen Grade Wohlstand oder Armuth der Bewohner durch das Wetter bestimmt werden. Im Laufe der Jahrzehnte haben allerdings die Menschen alles Mögliche gethan, um sich vor den vernichtenden Wirkungen der Ueberschwemmungen zu schützen, aber es ist das nur sehr unvollkommen gelungen. Wenn deshalb die Behörden die Bewohner der Flußthäler auf die drohende Gefahr aufmerksam machen und Vorsichtsmaßregeln anordnen, so ist das ganz in der Ordnung, denn das Hochwasser bricht herein wie der Dieb in der Nacht, oft sogar so plötzlich, daß nur das nackte Leben gerettet werden kann.

Die Schneeschmelze wird hauptsächlich durch drei Faktoren bedingt: durch die Sonnenstrahlen, welche die Temperatur erhöhen, durch warmen Regen und durch warmen Wind. Der letztere Faktor ist der entscheidende: ein warmer Süd- oder Westwind räumt unbarmherzig mit den Schneemengen auf, ein Jöhn säubert rasch selbst das höhere Gebirge der Alpenländer. Vereinen sich alle drei Faktoren, dann giebt es sicher eine böse Frühjahrs-Ueberschwemmung. Die Entwicklung einer solchen geht folgendermaßen vor sich:

Der Winter bringt — einige Ausnahmen ändern nichts an der Regel — reichlich Schnee und Eis. Bei strenger Kälte sind die seichten Bäche mit geringem Gefälle sehr bald mit einer Eisdecke überzogen, die sich schließlich berart verdickt, daß die Bäche bis auf den Grund ausgefroren sind. Auf den Flüssen bilden sich die Eisansätze zuerst in den toten Flußarmen und an den seichten Uferstellen, wo das Wasser sich nur langsam fortbewegt. Das Eis setzt je nach den Temperaturgraden mehr und mehr an und schließlich bleibt nur eine schmale Rinne frei, welche die stärkste Strömung aufweist. Bei Beginn des Tauwetters liefern die Bäche reichlicheres Wasser an die Flüsse ab, sodas deren Wasserstand erhöht wird. Die Eisdecken werden gehoben, zerbersten und werden in die Strömung getrieben, welche sie stromab führt. Die Schollen sind so lange ungeschädlich, als sie im Strombett auf kein Hindernis stoßen. Das „Eisrinnen“ geht in aller Gemüthlichkeit vor sich, die Schollen

drängen sich, die große zersplittert die kleine, es ist ein harmloser Kampf, der keine Opfer fordert.

Bedenklicher gestaltet sich die Sache schon, wenn eine große Scholle auf ein Hindernis geräth, namentlich, wenn dasselbe in einer Sand- oder Schotterbank besteht. Da bohet sich die Scholle fest und zwingt ihre Nachfolgerin, stehen zu bleiben. Dasselbe Schicksal erleiden die übrigen Eisstücke, sodas das Eis an dieser Stelle bald zum Stehen kommt. Tausende und Abertausende von Schollen müssen hier Halt machen, die schließlich ein Eisfeld bilden, dessen einzelne Theile bei Kälte zusammenfrieren. Der Wasserlauf des Flusses wird durch die sich stauenden Eismassen mehr und mehr verengt, sodas die nachkommenden Schollen überhaupt nicht mehr Raum zum Abfließen finden. Die Strömung aber sucht diese unfehllichen Gesellen möglichst aus dem Wege zu räumen, gutwillig aber lassen sich dieselben nicht mehr fortbewegen und so drückt sie dann das Wasser mit Gewalt unter die vorliegenden Schollen. So bilden sich in kurzer Frist fünf, sechs und mehr untereinandergehobene Eisstücke, deren unterstes vermöge seiner Schwimmfähigkeit nach oben drückt. Eine Scholle schmiegt sich fest an die an die andere, eine friert fest an die andere und so bildet sich ein dickes, unbewegliches Eisfeld, dessen Tragfähigkeit sehr bedeutend ist. Der stehende Eisstoß trägt schwer beladene Wagen, er rührt sich nicht und wenn Tag und Nacht ganze Wagenkolonnen seinen Rücken passierten.

Der Druck des Wassers sorgt inzwischen unausgesetzt für die Verstärkung des Eisstoßes. Einzelne Schollen gleiten unten hindurch und kommen jenseits wieder an die Oberfläche, andere aber werden durch Sandbänke aufgehalten, setzen sich auf dem Grunde fest und versperrern mehr und mehr den freien Durchgang. Das Eis fängt an, sich von der Flußsohle herauf gegen die Eisbocke zu stauen, bis es endlich nach oben Anschluß erreicht und einen dichten Eisdamm quer über das Flußbett bildet, durch welchen das Wasser nur noch mit Mühe sich den Durchlaß erkämpft. Am Ende aber frieren die kleinen Eisfugen auch noch zu und der Weiterlauf des Flußwassers ist fast vollständig gehemmt.

Inzwischen rückt die Jahreszeit immer weiter vor, der März kommt heran, mit einer allmählichen Schneeschmelze, über Nacht fällt ein warmer Regen, am Morgen braust ein warmer Westwind. Der Wasserzufluß aus den Bächen, vom Gebirge, aus den Kanälen wird stündlich größer, die Strömung schneller, gewaltiger; an der Eisbarriere thürmen sich die Schollen hoch und immer höher. Der Wasseranprall richtet seine ganze Wuth gegen die oben befindlichen Eisfelder, welche auch sehr oft über die Barriere hinweggeschwemmt werden, freilich nur, um sich oberhalb derselben von neuem zu stauen. Der Abfluß des Wassers steht in keinem Verhältnisse zu dem ungeheuren Zufluß, der Druck gegen die Eisbarriere wird immer mächtiger, sie wankt, erzittert — endlich ein donnerähnliches

Krachen, Bersten, Brechen: die Fluth hat das Hinderniß mit Gewalt aus dem Wege geräumt. Die gebrochenen Eismassen heben sich hoch, das schäumende Wasser treibt sie weiter in tollem Wirbel unter unausgesetztem Krachen und Knirschen: der Eisstoß geht.

Wehe aber, wenn derselbe durch ein neues Hinderniß nochmals aufgehalten wird, dann bildet er nicht mehr eine flache, passierbare Eisdecke, sondern einen Eiswall, gegen welchen die nachfolgenden Schollen Sturm laufen müssen. Sie werden hochgeschleudert, zersplittern, fliegen seitwärts rechts und links, ein Chaos von Eisschollen, Eisbergen, Eismauern entsteht, gegen welches das Hochwasser mit tosender Gewalt donnert. Doch der Eiswall rührt sich nicht vom Fleck, er spottet aller Angriffe, der schmutzig-gelben Wogen, welche gischend immer von neuem zum Sturm heranrollen.

Da naht die Katastrophe! Die Wasserbrausen, toben, wühlen vergeblich gegen den Eiswall, sie erhalten fortwährend neue Unterstützung, die auch ohne Erfolg gegen die Eisfestung anstürmt. Die Ufer werden zu niedrig, zu eng, sie besitzen nicht die Widerstandskraft der Eisfestung. Bald hat das tosende Wasser Breche gelegt an der wenigst stark befestigten Stelle der Ufermauer, noch ein kräftiger Stoß und zischend und brausend wälzt sich der Strudel in die Niederung. In wenig Minuten ist das Ufer niedergelegt, einer Sintflut gleich stürzen die Wassermassen in das ihnen wehrlos preisgegebene Gelände. Die Eiswand wird nur noch von Bächlein durchflossen, der Strom in seiner vollen Ausdehnung drängt nach der Durchbruchsstelle. Es erübrigt, zu erwähnen, welche Verwüstungen die Fluth in dem überschwemmten Gebiet anrichtet, sie sind unbeschreiblich, ganze Landesstriche fallen der Vernichtung anheim. Der Eiswall hat aber in dem harten Kampf auch mannigfache Verletzungen davongetragen, er wird von Tag zu Tag morscher, bis er endlich eine Lücke eröffnet, durch welche der natürliche Abfluß wieder stattfinden kann. Inzwischen sind die Menschen nicht müßig gewesen, sie berennen den Eiswall derart, daß er nicht länger Stand halten kann und seine Weiterreise Stromabwärts antritt.

Den widerspenstigen Eismassen wird heute mittels Dynamit sehr energisch zu Leibe gegangen und entschieden auch sehr wirksam. Dazu leiht der Staat den bedrängten Bewohnern jede Hilfe, die er zu gewähren vermag. Die Pionier-Bataillone stehen wochenlang in Alarmbereitschaft, um sofort zur Stelle zu sein, wenn ihrer begehrt wird. Wenn die Soldaten anrücken, und den Eiswall attackieren, dann vermag er nicht Stand zu halten. Eine an der rechten Stelle angebrachte und entzündete Dynamitpatrone schafft fast augenblicklich Lust, sodas die Abwendung der Gefahr schnell erfolgen kann. Aber freilich können die Pioniere nicht aller Orten sein, außerdem müssen sie rechtzeitig benachrichtigt werden, — geschieht das nicht, so vermögen auch sie nicht, den Naturgewalten Einhalt zu gebieten.

Die Geschichte der Schneeschmelz-Überschwemmungen ist uralt. Die Chronisten der vorchristlichen Zeit haben sich kaum die Mühe genommen, darüber Buch zu führen, es waren eben Erscheinungen, an welche man gewöhnt war. Ein außergewöhnliches Ereigniß stellte erst die Überschwemmung des Frühjahrs 585 (nach andern Quellen 589) n. Chr. vor, über welche Paulus Diaconus, der Geschichtschreiber der Longobarden, referiert. In den Gebieten Venetiens und Liguriens hat es danach eine Wasserfluth gegeben, wie „nach Noe (Noah) keine gewesen sein dürfte.“ Viele Menschen und Thiere kamen in den Fluthen um, Straßen wurden zerstört, Wege ruiniert. Die Eise war so mild geworden, daß sie festgebauete Häuser hinwegspülte gleich Kartensblättern.

In Deutschland kommt bei den Frühjahrsüberschwemmungen in erster Linie der Vater Rhein in Betracht, in Oesterreich und Ungarn die Donau.

Als die schlimmsten Jahre seien bei ersterem erwähnt:

1343, wo das Hochwasser die Stadtmauern von Straßburg beschädigte;

1371, wo der Rhein vom 11. Februar bis 2. April so hoch stand, daß in Köln vor der Mühle die Pferde getränkt werden konnten;

1416 brang ein gewaltiges Hochwasser plötzlich über Nacht in die Stadt Köln. 150 Menschen und 3000 Stück Vieh kamen in den Fluthen um, viele Häuser wurden zerstört;

1497 schwall der Rhein zu solcher Höhe an, wie ihn die Zeitgenossen nie gesehen;

1784 war das höchste und schrecklichste Hochwasser, welches je vorgekommen. Die Rheindelthe brachen an 62 Stellen. Köln stand bis zum Heumarkt unter Wasser. Deuß und viele andre Städte wurden verwüstet.

Die verhängnisvollsten Jahre im 19. Jahrhundert waren für die Bewohner der Rheingegend 1824, 1855, 1882, 1888, 1894.

Ueber die Frühjahrs-Hochwasser der Donau in früheren Jahrhunderten berichten die Chronisten leider fast gar nichts.

1440 war eine furchtbare Fluth. Zu Efferding und Stein ging das Wasser der Donau über die Stadtmauern.

Im gegenwärtigen Jahrhundert fand die größte und verheerendste Überschwemmung Wiens im Jahre 1830 statt. Mehr denn 1200 Häuser wurden unter Wasser gesetzt und viele Menschen fanden ihren Tod. 1838 war eine ungeheurere, nie gesehene Eisfluth, durch die in Pest allein über 3000 Häuser zerstört wurden.

Im Stromgebiet der Elbe, Oder, Weichsel usw. hat's nicht besser ausgesehen, die Frühjahrs-Überschwemmungen haben auch hier ebenso arg gehaust wie am Rhein und an der Donau. Wenn wäre nicht noch die entsetzliche Katastrophe, durch welche die 80 000 Einwohner zählende ungarische Stadt Szegedin im Jahre 1879 so schwer heimgesucht wurde, lebhaft in der Erinnerung, wo die Theiß, von einem

heftigen Nordweststurm unterstützt, über Nacht die Dämme durchbrach und von ca. 6000 Häusern über 5500 zerstörte.

Die Mittel der Abwehr sind bis heutigen Tages eng begrenzte geblieben; die durchgreifendsten sind die Stromregulierungen, die aber mit außerordentlich hohen Kosten verbunden sind. Der Zuschuß aus Staatsmitteln reicht selten; die Gemeinden sind arm und so schreiten die Verbesserungen nur sehr langsam vorwärts oder sie unterbleiben ganz. Und selbst wenn sich die Schneeschmelze in diesem Frühjahr noch so gut veranlassen würde, wenn auch in manchen Gegenden von Schnee und Eis kaum mehr die Rede ist, von Eisgang, Hochwasser und Überschwemmung werden wir doch zu hören bekommen, sei es nun vom Stromgebiet der Donau, des Rheins, der Elbe, der Oder oder Weichsel, sei es auch nur aus beschränkten Gebieten, in denen die Gebirgsbäche ihr tolles Wesen treiben.

## Eine Fahrt in's Elsaß.

Von Schiller-Glek.

(Nachdruck verboten.)

Seider sind Land und Leute des Elsaß in Altdeutschland gänzlich unbekannt und verkannt. Nicht einem einzigen reisenden Landsmann begegnet man, dagegen zahlreichen französischen Touristen, wie denn überhaupt die Franzosen den Werth der Vogesen erst zu würdigen gelernt haben, seit die Deutschen einmal gangbare Wege, Wegeweiser, Ruheplätze, Aussichtsthürme und Schutzhütten angelegt haben. Forstverwaltung und Vogesen-Klub haben hierin Großes geleistet — aber Niemand kommt. Vielleicht wirken diese Zeilen mit, daß doch mancher veranlaßt wird, seinen Blick einmal in jenes herrliche Land unseres wiedergewonnenen Bruderstammes zu lenken, von dem der Elsässer mit Stolz singt:

Sag' an, wo ist ein Land so schön,  
Wie unser hold's Elsaß ist?  
Vom Rhein bis zu des Wasgau's Höh'n  
Ein Eden Du, mein Elsaß, bist!  
Die Welt ist groß, zieh hin und her,  
Du findest doch kein Elsaß mehr.

Und wahrlich, es ist nicht zu viel gesagt. Wer etwa einmal von der Hohenstauburg (nächt dem Heidelberger Schlosse die größte Ruine des Rheinthales) einen Blick über das Land thun dürfte, wird geradezu entzückt sein. Das Auge beherrscht die herrliche Ebene vom Münster zu Straßburg bis zu den dunklen Bergen des Schwarzwaldes und dem Jura der Schweiz, über welchem bei günstigem Wetter die schneeigen Gipfel der Alpen am Horizont stolz emporragen. Vor dem Schwarzwald wälzt sich wie ein Silberstreifen Vater Rhein dahin, und zu unseren Füßen breitet sich die fruchtbare Ebene in einem unvergleichlichen Panorama aus: Saftiges Grün der Wiesen wechselt mit wogenden Getreidefeldern ab, die von Hopfen-, Wein- und Tabakfeldern unterbrochen werden. An den Bergabhängen bis hoch hinauf leuchtet die strahlende Sonne einen feurigen Wein, der in Altdeutschland

leider noch zu wenig bekannt ist; soweit das Auge reicht, nach allen Seiten, in den Thälern, zwischen den Nebenhügeln, Städte und Dörfer ohne Zahl, jeder Bergesgipfel mit einer Burgruine gekrönt, stolze Ritter hoch zu Ross ziehen im Geiste aus dem Burghof heraus. Es ist gar nicht verwunderlich, daß sich hier das Ritterthum noch mehr wie am Rhein entfaltet. Insgesamt 519 Berg- und Landschlösser und Klostersruinen erheben sich an der Seite der Ebene, Sage reiht sich an Sage hier auf dem Boden einer alten Romantik. Die ganze deutsche Geschichte lebt vor unserm Geiste auf. Wir stehen auf dem ältesten Boden zweitausendjähriger deutscher Geschichte. Hier brachen die Römer in Deutschland ein, hier färbten sich die Fluthen des Rheins oftmals roth vom Blute der Sühenden, hier hatten die Hunnen ihr Lager, lebte Karl der Große auf seiner Pfalz, wurde der fromme Ludwig von seinen Söhnen verrathen; hier pirschte Barbarossa im heiligen Forst, rüsteten sich die Ritter zu den Kreuzzügen, empörten sich die Bauern, trieb der Humanismus seine Blüten und fand die neue Lehre raschen Eingang; wir sehen den Großen Kurfürsten, Ludwig XIV. und müssen erleben, wie das herrliche Land auf 200 Jahre an den Schwanz des gallischen Hahnes gekettet wird, bis dasselbe nach blutigem Krieg wieder an seine Mutter, Germanias Brust fällt.

### Gemeinnütziges.

**Diphtherie und Zitronensäure.** Die bisherigen Mittheilungen über die Desinfektionskraft der Zitronensäure veranlaßten Hugo Läser, die antiseptische Wirkung der letzteren auf den Diphtheriebazillus festzustellen. 20prozentige Zitronensäure übte im Munde keine ägende, sondern eine abstringierende Wirkung aus. Von den 15 Diphtherie-Kranken, die zur Behandlung kamen, wurden 14 in durchschnittlich drei Tagen geheilt; nur ein sehr vorgeschrittener Fall endete tödtlich. In 70 Fällen, wo das Mittel gegen einfache Angina (Bräune) zur Anwendung kam, erfolgte stets die Heilung in einem bis zwei Tagen. Die Ordination war ff. 5 bis 10: 100, davon 1 Eßlöffel auf ein Glas Wasser, stündlich zum Gurgeln für größere Kinder; ferner wurde alle 1-2 Stunden die Lösung innerlich gegeben und zwar größeren Kindern einen Eßlöffel, kleineren einen Theelöffel voll. Zugleich aßen die Kinder noch Zitronen oder tranken deren Saft in Wasser.

Bei nassen Füßen die Strümpfe wechseln! Wenn wir uns im Freien nasse Füße zugezogen haben, so beginnt, wenn wir in ein warmes Zimmer mit trockener Luft kommen eine bedeutende Verdunstung. Wenn

man an der Fußbekleidung nur ein wenig Wolle durchquält hat, so erfordert das Wasser darin so viel Wärme zu seiner Verdunstung, daß man damit ein halbes Kilo Wasser von Nullgrad zum Erhitzen oder mehr als ein halbes Kilo Eis schmelzen könnte. So gleichgiltig manche Menschen gegen durchnässte Füße sind, so sehr würden sie sich sträuben, wenn man ihre Füße zum Erhitzen einer der Verdunstungskälte entsprechenden Menge Eises verwenden wollte und doch thun sie im Grunde ganz das Gleiche, wenn sie ein Wechseln der Fußbekleidung vermeiden.

Gegen aufgesprungene Lippen und Hände. Ein vorzügliches Mittel gegen dieses schmerzhaftes Uebel ist Folgendes: Man schneide Borzdorfer Äpfel, ohne sie zu schälen, in kleine Stücke und reinige sie von den Kernen; ebenso zerschneide man Rosinen und sondere die Kerne davon ab. Dann nehme man von jedem vier Loth, brate die Masse in einem Tiegel mit einem halben Pfund frischer ungesalzener Butter und vier Loth gelbem Wachs unter fleißigem Umrühren so lange, bis ein Tropfen davon auf glühende Kohlen geworfen nicht mehr prasselt. Man drücke alsdann die Pomade durch ein Tuch in ein Gefäß mit ein wenig Rosenwasser, lasse sie darin erkalten und man hat für obengenanntes Uebel ein wahres Wundermittel, das früher für theures Geld als Geheimmittel verkauft wurde.

Delgemälde, welche alt und blind sind, wäscht man mit einem weichen Schwamm und lauwarmem Seifenschaum rein ab und trocknet sie gut nach. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde klopft man ein Eiweiß schaumig und überreißt damit das ganze Bild, aber ja nicht fleckig oder streifig und die Farben sehen wieder aus wie neu.

### Humoristisches.

**Kindermund.** Mutter zu Fräulein, der es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt: "Den Robinson mußt Du Dir als Beispiel nehmen, dessen größte Tugend war die Wahrhaftigkeit." — Fräulein: "Ach Mutter, Robinson war ja ganz allein, der konnte doch Niemand etwas vorliegen."

**Kollegiale.** Arzt: "Morgen hab' ich etwas Wichtiges vor, ich werde um die Hand einer reichen Erbin anhalten!" — Kollege: "Das wird jedenfalls Deine rentabelste Sprechstunde sein!"

**Botanisches.** Herr: "Was ist denn das für eine hübsche Blume?" — Gärtnergehilfe (stotternd): "Das i-i-i-ist eine Rhododo-dodo-dododendron!" — Herr: "Mensch, ehe Sie das Wort heranskriegen, ist die Blume ja längst verblüht!"

Der Doktor Heim wurde eines Tages zu einer Dame berufen, die wegen ihres Adelsstolzes bekannt war. Trozdem Heim dies wußte, sagte er doch beim Eintritt in seinem gemüthlichen Tone: "Nun wie geht's, liebe Frau?" — "Mein Herr, ich bin Gräfin!" versetzt die Dame empört. — "Das thut mir leid," erwiderte Heim lächelnd, "aber von diesem Uebel kann ich Sie nicht befreien."

### Was ist Glück?

(Nachdruck verboten.)

Ist es wohl das, das selig Dir verkündet,  
Der Liebe Lust, der Erde Paradies,  
Das Dir des Herzens Glück entzündet,  
Den Drang der Brust in Dir erwachen ließ?

Ist es wohl das, das Dich in Freundeskreisen  
Beim fröhlichen Gelage leitet,  
Das Dir bei frohen, heit'ren Weisen  
Nur Freude und Genuß bereiten?

Ist es wohl das, das Dir im hellsten Glanze,  
In Freiheit, Macht und Ehre winkt,  
Das Dir sich flücht im Lorbeerkränze,  
Im Golde Dir entgegenblinkt?

Nur wenigen ist es beschieden  
Ob auch schon Viele d'rum gefreit,  
Das einzige, wahre Glück hernieden  
Ist — neidlose Zufriedenheit!

### Räthsel.

Ich bin vom allerältestem Adel,  
Und edel auch im wahren Sinn,  
Doch trifft mich mancher herbe Tadel,  
Weil ich nie allen passend bin:

Der Eine nennt mich gut, auch theuer,  
Der And're kurz, der Dritte lang,  
Der Vierte gar ein Ungeheuer,  
Das Königreiche schon verschlang.

Rein Maßstab zeigt auch meine Größe,  
Geschichte nennt mein Alter zwar,  
Doch wird der Weltgeschichte Blöße  
Dem Forscher der Natur schon klar.

Man mißt von mir die kleinsten Räume.  
Doch wird mein Urbild nie erreicht,  
In dem die Weisheit eurer Träume  
Sich immer nur als Nebel zeigt.

Ihr werdet alt ich werde jünger,  
Am jüngsten bin ich eben jetzt,  
Mein Geist war stets der Weltbewinger,  
Weh' dem, der ihm sich widersetzt,

**Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:**

- Babel.
- Welle.
- Laube.
- Memel.
- Thema.
- Henne.
- Watte.
- Lehne.
- Beate.
- Halle.
- Blumenthal.

**C. Kausch • Tuchversand • Ottweiler 69 (Trier) • gegr. 1858**  
empfehlen zum direkten Bezuge alle besseren Erzeugnisse: Tuch, Wollin, Kammgarn, Cheviot, Anzug-, Paletots-, Loden-, Jagdstoffe etc. Musteranzwahl (über 500 Proben) und Aufträge über 20 M. port frei.

---

**Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar**  
Organ für Geflügel-, Vogel-, Wienen-, Hunde- u. Fischzucht.  
Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentgeltlich f. j. d. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter.  
Inserate 15 Bfa.; durch die große Verbreitung des Blattes (Zahl. 1000 St. Erfolg sicher).  
Abonnements-Preis nur 75 Bfa. vierteljährlich.

**Für Rettung von Trunksucht!**  
versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, ohne keine Verunstaltung, unter Garantie. Briefen sind 50 Bfa. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Empfehle irko. u. Nachnahme delikt.  
**Käse** Limburger 9 Pfd. 3 Mk.  
Gouda, Postkaut 3 Mk., 100 St. Mk. 3,25.  
**G. Baudorff, Käseerei, Marburg 27501** (Hessen.)

---

3 Meter f. blau, braun od. schwarz  
**Cheviot**  
zum Anzuge für 10 Mark, 2/10 Meter desgl. zum Paletot f. 7 Mark, la Kammgarn u. Hofenstoffe äußerst billig, versendet franco gegen Nachnahme  
J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei Aachen. Anerkannt vorzügliche Bezugsquelle. Muster franco zu Diensten.